

Johann Moritz Schwager,

ein westfälischer Pastor des vorigen Jahrhunderts.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts erstarb allmählich der Pietismus. Er hat auch unserm Land viel Gutes gebracht. Zeugnisse davon findet man in den Pfarrarchiven: man sehe nur einmal die Sterberegister auf die Bemerkungen an, die treue Hirtenhand zu den Eintragungen gemacht hat. Zeugen davon sind noch heutigestags die in vielen unserer Städte nach dem Muster des Hallischen errichteten „Waisenhäuser“. Dennoch ist nicht zu verkennen, daß der Pietismus vielfach schließlich in vollendete Schwärmerei ausartete. „Der neue Pitaval“ (Leipzig, Brockhaus 1858, VI. Teil) bringt dazu einige redende Beispiele, auf die kürzlich die „Kreuzzeitung“ (Nr. 365—369, 1899) in einem längeren Artikel hinwies („Der brandenburgische Messias und die Jölllenbecker Christusfamilien“). Auch der zu früh gestorbene Superintendent Delius in Baldorf hat diese pietistischen Schwärmer in einem Vortrag dargestellt, in dem er die bis Mitte dieses Jahrhunderts vorhandenen ravensbergischen Quäker behandelt. Gewiß ist zuzugeben, daß die Schwärmereien nicht soweit hätten entarten können, wenn nicht die Kirche mittlerweile dem Rationalismus verfallen gewesen wäre. Das eine Übel steigerte das andere. Die Rationalisten wiesen auf jene Schwärmerei und bewiesen damit die Notwendigkeit des „Bernunftglaubens“; die Schwärmer ihrerseits erkannten eine rationalistisch entleerte Kirche nicht mehr als eine christliche an. Es dürfte nicht uninteressant sein, an einem Beispiel zu sehen, wie die damaligen Träger des Amtes sich dieser Bewegung gegenüber verhielten.

Der Mann, dessen Bild wir zeichnen möchten, war allerdings kein Markaner. Aber er war geboren in einem Ländchen, das manch Jahrhundert ein Annex der Mark war; er hat das Gymnasium zu Dortmund besucht; seine späteren litterarischen Be-

ziehungen verbanden ihn mit den besten Männern der Mark, und er hat ein Buch geschrieben, das uns einen lebensvollen Blick in das Leben der Mark am Ende des vorigen Jahrhunderts thun läßt. Und wenn er Pastor in der Grafschaft Ravensberg war, so sind Mark und Ravensberg nicht so verschieden, daß nicht von dem einen Rückschlüsse auf das andere erlaubt wären. Dazu ist der Lebensgang unsres Helden, wenigstens in den Jahren der Entwicklung, um so wechselvoller, daß mancher ihm ein Interesse abgewinnen wird, der nicht bloß auf die Großen im Lauf der Geschichte achtet, sondern einen freundlichen Blick auch für die Kleinen hat.

Zu der Grafschaft Mark gehörte in alten Zeiten die Herrschaft Gimborn, die heute zur Rheinprovinz gelegt ist. Auf dem Gute Kalkfuhle, in der Nähe von Gummersbach, wohnte Tielemann Schwager mit seiner Ehefrau Agnese geb. Bick, „sehr rechtschaffne Menschen“, die nach Art des Landes auch allerlei Industrie betrieben, doch zuvörderst von ihrem nicht unbedeutenden Gute in gesichertem Wohlstande lebten. Ihnen wurde am 24. Sept. 1738 ihr Sohn, Johann Moritz Schwager, geboren. Tielemann Schwager war „ein äußerst ernster Mann, aber zu unduldsam, um Kinder zu erziehen.“ Bei kleinsten Vergehen seiner Kinder strafte er hart. Aus Furcht vor ihm versteckte sich einst der kleine Johann Moritz mitten im Winter im Schnee eines kleinen Wäldchens und konnte erst spät und halbtot gefunden werden. „Die einzige Süßigkeit, die er mir jemals meines Erinnerns sagte — so erzählt Schwager in seiner Selbstbiographie, Niederrhein. Blätter 1801, Nr. 38 — war sein Versprechen, mich studieren zu lassen.“ Allein der frühe Tod des Vaters hinderte zunächst die Ausführung des Versprechens. Im Hause war „religiöser, frommer Ton, ungeheuchelte Religiosität, mit etwas Sektenhaß tingiert — so erzählt dieselbe Biographie — denn die Papisten und Pietisten fanden daselbst keine Gnade, und wir setzten unsern Ehrgeiz darin, echte und reine Lutheraner zu sein.“ Das Geheimnis der Wiedergeburt ängstigte schon den 13jährigen Knaben, der den „alten Adam“ in sich spürte. Pastor Eichholz war der nächste Nachbar des Guts Kalkfuhle, denn Kirche und Schule waren von Kalkfuhle dotiert, und waltete seit 1750 des Pfarramts (v. Steinen II, 354). Er war es, der nach dem Tode des Vaters die Mutter beredete, den schon 17jährigen Sohn noch dem Studium zu be-

stimmen, der darüber „wahnsinnig vor Entzücken“ hätte werden mögen. Eichholz nahm den stattlich herangewachsenen Jüngling in seine „Trivialschule“, wo neben Cornelius Nepos und Cicero de officiis schon Dogmatik mit den Schülern getrieben wurde. Dann ging's auf das Gymnasium zu Lenney, von wo aus der Schüler schon in Rade vorm Wald und der heimatlichen Gemeinde „Zum Hülfsbusch“ predigte.¹⁾ 1758 bezog der 20jährige das Archigymnasium zu Dortmund. Hier hatte er den Superintendenten Pilger zum Lehrer im Hebräischen. Die Frau seines Klavierlehrers war Bruderstochter des russischen Grafen Ostermann, der aus Bochum stammte. Verwunderlich für unsere Auffassungen ist es, daß er als Schüler des Archigymnasiums ein — Duell ausfocht mit einem Mitschüler, Dieckershoff aus Hagen. 1759 bezog Schwager die Universität Halle. Auch hier hatte er, der gewiß kein Raufbold war, ein Rencontre, hielt sich übrigens fern von studentischen Ausschreitungen, „trank kein Bier und rauchte keinen Tabak“ und machte nur einen Kommers in Passendorf mit, ohne einer Landsmannschaft oder einem Orden anzugehören. Er saß hier zu den Füßen des bekannten Professors Semler, eines Hauptführers der rationalistischen Aufklärung, der er dann auch anheimfiel. Freilich wurde er dadurch — wie so viele — irre an seinem theologischen Studium und wäre ihm fast für das Leben untreu geworden. Es war die Zeit des 7jährigen Krieges. Die Wellen des Krieges schlugen auch nach Halle; der Student wich vor ihnen nach Jena, um doch bald nach Halle zurückzukehren und hier von einem seiner vertrautesten Freunde, der mit ihm vorher in Halle, dann in Jena gewesen war, einem v. Bischofswerder, jetzt Offizier im Regiment Leibkavaliere, und von dem General v. Bandemer, der ihn zum Mittagessen lud, verleitet zu werden, sich in diesem Regiment anstellen zu lassen. Er wurde bei einem guten Glase Tokayer Standartenjunker und blieb es 14 Monate. Freilich war seine Mutter sehr unzufrieden mit diesem Schritt und ließ die Briefe selbst des Generals unbeantwortet. Da der Krieg sich ohnedem

¹⁾ Auf Veranlassung eines Freundes, des Dr. Viebahn, sah er sich die Schule der Franziskaner in Wipperführt an, mit dem Gedanken hier vielleicht weiter zu studieren. Aber das barbarische Latein der immer lateinsprechenden Schüler der Mönche schreckte ihn ab. Beim Regeln wurde der einzelne aufgerufen mit „jac“, soll heißen wirf.

zu Ende neigte, nahm er seinen Abschied und kehrte zu seinen Studien zurück, um durch doppelten Fleiß das Versäumte nachzuholen. Herbst 1762 verließ er Halle, in die Heimat zurückzukehren. Die Mutter rüstete den zurückgekehrten Sohn mit schwarzer Kleidung und einer geistlichen Perücke aus, die er gern trug, um seinen Kredit bei seinen Landsleuten wiederherzustellen, die ihn ob seiner Soldatenidee argwöhnisch ansahen. Im Hause des Pastor Goes zu Ränderoth bereitete er sich auf das Examen, das der Inspektor des luth. Ministeriums von Jülich-Berg, der Pastor Bollenius in Mülheim a. Rh. mit ihm abhielt. Er bewarb sich nun um mehrere Pfarrstellen und erhielt sie nicht. Andre wurden ihm angetragen z. B. Mettmann und Dinslaken, aber er wollte sie nicht. Die Hoffnung, im Haag Pastor zu werden, führte ihn nach Holland, doch verzichtete er auf die Pfarrstelle und wurde dafür Hauslehrer bei einem reichen Holländer in Nittersum bei Gröningen. Doch zerfiel er mit dem Prinzipal, der in einem unlautern Verhältnis mit der Erzieherin der Kinder stand; es kam eines Tages so weit, daß Schwager den „Edelmogenden“ beim Kragen faßte, das dünne Männchen aus dem Fenster hielt und ihn versicherte, es sei nur Schonung, wenn er ihn nicht in den Schloßgraben fallen lasse. Doch mußte Schwager sich nun „à tous les diables“ scheren.“ Auf der Reise von Holland nach Kopenhagen ließ er sich in Bremen zu einer neuen Hauslehrerstelle bei einem Herrn v. Ramdohr zu Drübber bei Hoya bereden. Hier berief ihn der englische General Prevost, der in Deutschland ein Regiment warb, zu der Pfarrstelle in Charleston in Nordamerika mit 250 Pfd. Sterling. Schwager reiste sogleich nach Osnabrück, um sich nach Amsterdam zur Einschiffung zu begeben. Er wollte nur einen Reisetag in Osnabrück verweilen; doch erfüllte sich in dieser Stadt sein Geschick. Hier sollte er finden, wo sein Fuß ruhen konnte. Er ließ sich durch seinen Freund Dr. jur. Pagenstecher länger halten, übernahm eine Predigt für den Garnisonpfarrer Pfeifer und gefiel so dem General v. Schele, daß der ihm die Pfarrstelle zu Melle übertrug. Als aber über das Berufsrecht ein Prozeß entstand, vermittelte ein Frä. v. Kiedeser, Stiftsdame zu Schildesche, daß das Damenstift ihm die Pfarrstelle zu Zöllnbeck übertrug. Im Oktober 1768 wurde der 30jährige in dieser ravenbergischen Pfarre eingeführt.

In Dsnabrück hat er noch mehr gefunden. Sein Freund Pagenstecher führte ihn bei seinen Verwandten ein, so auch in dem Hause des Kaufmanns und Ratsherrn Gößling, der zwei Töchter hatte. Die eine erhielt Pagenstecher und die andere — freilich nach einigem Kampfe — Schwager, von dem die Geliebte nicht lassen wollte. In den schönen Maitagen 1769 holte er sie ins Pfarrhaus zu Jöllenbeck. Rivus juliacus, so nennt Schlichthaber unser Jöllenbeck, war freilich nur eine Landpfarre, lag auch nicht an der großen Landstraße, dafür aber an einem von der Sage geheiligten Pfade:

Düt is de Hasenpatt,
den König Weting tratt.

In den stillen Frieden des Pfarrhauses läßt ein Büchlein hineinschauen, das unter dem Titel: Julie und ihr Haus 1847 bei Brockhaus in Leipzig erschienen, der bekannten Bettina v. Arnim gewidmet und aus alten Familienpapieren geschöpft ist. Fünf Kinder wuchsen heran; die drei Töchter heirateten später ravensbergische Pastoren, während zwei Söhne früh starben. Es sind glückliche Jahre, die Schwager mit den Seinen in dem, einem Bauernhause ähnlichen Pfarrhause zu Jöllenbeck verlebte, bis am Abend seines Lebens großes herzbrechendes Weh ihn treffen sollte. Von hier aus schaute Schwager mit klugen Augen, teilnehmendem Herzen und gutem Urteil in die Welt hinaus und griff an seinem Teile ein in das, was sich darin bewegte. Des Pfarramts waltete er hier von Oktober 1768 bis zum 29. April 1804, wo er starb, im Sinne damaliger „Aufklärung“, die „moralische Ausbesserung“ und Hebung auf ihr Panier geschrieben hatte. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß auch diese Aufklärung ihre kirchengeschichtliche Bedeutung und Wert gehabt hat. Wußte sie auch die Seele nicht auf dem Glaubenswege in die innerliche Gemeinschaft mit Gott zu führen, so kann man doch nicht leugnen, daß sie manche Kleinarbeit auf dem Gebiete christlicher Ethik gethan hat. So führte Schwager Krieg mit der Prozeßsucht seiner Leute, bei der falsche Eide eine Rolle spielten. „Jeder drängte sich zum Eide, als zu einem Vorteile; er ward geschworen, wie man eine Priße Tabak nimmt, ohne Vorbereitung und Erklärung und ohne alles Nachdenken. Ich brachte derartige Unmoralisation auf die Kanzel, suchte richtigere Begriffe statt der sehr fehlerhaften einzuführen und empfahl mich dadurch bei denen schlecht, die sich bei

den fehlerhaften besser befanden.“ Er fand (Neue Pitaval VI, S. 272 ff., 1858), als er sein Amt antrat, einen großen Teil seiner Gemeinde als Separatisten und Schwärmer. Er war jung und rasch und wollte dem Übel durch Eifer steuern, verschlimmerte es doch nur. Da schlug er den entgegengesetzten Weg ein: er ließ die Schwärmer ruhig gewähren, ohne sich scheinbar um sie zu kümmern. Im Umgange war er freundlich und dienstwillig, ohne ihre Irrtümer zu berühren, bei Leichenreden, wo er ihre Anwesenheit voraussetzen konnte, sprach er warm und herzlich auch von den Lehren, die sie bezweifelten, ohne daß es doch den Eindruck der Polemik machte. Er strafte ernsthaft die Sünden seiner Gemeinde, die dann einen Vorwand boten, sich von so unreiner Gemeinschaft abzusondern. Kurz, die meisten Separatisten kehrten bald in der Stille zur Kirche zurück. Nur zwei Schusterfamilien blieben in Jöllenbeck bei ihrer Absonderung. Das Haupt der einen, sonst ein kluger Mann, geriet in völlige Phantasterei und erklärte endlich, daß er Christus sei. Er predigte auf der Straße davon; er schilderte den, der auch ihn Ketten und Banden überliefern werde — nämlich den Pastor! Aber der blieb still, grüßte ihn freundlich, wenn sie sich begegneten und fragte ihn nach Wetter und Kartoffeln. Der neue Heiland konnte das nicht ertragen. Er wollte Flüche und Drohungen, er wollte Ketten und Banden. Mit blutrotem Gesichte, mit aufgehobenen Armen schrie er nun den Geistlichen an: er sei Christus und schmetterte die entsetzlichsten Flüche gegen ihn. Schwager zuckte die Achseln und ging schweigend vorüber. Die Frau des andern Schusters war zur Maria erklärt, wobei nicht recht klar wurde, ob sie die Mutter oder das Weib des neuen Christus war. Jedenfalls war sie auch in voller Raserei: sie wusch sich nicht, kämmt sie nicht, schlief unter freiem Himmel ohne eine Bedeckung außer einem Bettlaken. So hatte es ihr eine innere Stimme befohlen. Ihr Anblick soll scheußlich gewesen sein. Aber sie blieb frohen Mutes: das 1000-jährige Reich sei vor der Thür, sie sollte alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit besitzen und die Kleider — der Frau Pastorin. Die beiden Schusterfamilien schwelgten in ihren Hoffnungen, arbeiteten nicht mehr, aber feierten um so häufiger die Hochzeit des Lammes mit Essen und Trinken. Dennoch kümmerte sich niemand um sie, die Polizei ließ sie gewähren, der Pastor ging still seine Wege, der Unsinn sollte sich selbst verzehren. Da ver-

Lautete plötzlich ihr Entschluß, sie wollten aus diesem sündigen Lande fortziehen nach Jerusalem. Sie zeigten es Schwager an, der nichts dagegen einzuwenden hatte, nur möchten sie vorher ihre Schulden bei ihm bezahlen. Sie zahlten trotzig und — blieben, denn es kam Gegenbefehl vom Himmel. Die Schwärmerei artete weiter aus. Die beiden Schuster ließen den Bart stehen und machten sich steife Böpfe mit Schweinsborsten garniert, was ihnen aber nur in ihren Augen einen Heiligenschein gab. Sie wollten Aufsehen erregen, verfolgt werden. Eines Sonntags stellten sich die Männer, Weiber und Kinder in ihren Tollhäusler-Aufzügen vor die Kirche, um sich „zur Ehre Gottes auslachen zu lassen.“ So sollte das Leiden Jesu doch endlich sie überkommen. Es gab dann auch großen Spektakel, so daß dem Pastor endlich die Geduld riß. Er that den Schwärmern den Gefallen, sie bei der Obrigkeit anzuzeigen. Eine Untersuchungskommission kam. Jetzt hatten sie, was sie wollten: Verfolgung. Toller als je fangen sie, schrieen sie, liefen in voller Blöße durch das Dorf und gewannen einen Schneider zum Anhänger. Als sich nun erfand, daß Maria einen Knaben gebar, kam die Schwärmerei auf den Gipfel: der Knabe sei der neue Immanuel! Wohl predigte Schwager ernsthaft, aber erfolglos. Da kam er auf ein Auskunftsmittel, das der Sache ein Ende machte. Die Ehefrau des „Christus“ war noch die vernünftigste. Ihr stellte der Geistliche vor, daß ihre Rechte durch das Zusammenhalten ihres Mannes mit Maria, dem Weib des andern Schusters, gekränkt würden. Hatte sie denn nicht die nächsten Ansprüche, Maria zu sein und den Immanuel zur Welt zu bringen? Sie wurde eifersüchtig, geriet mit Maria in bitterm Streit, die Weiber zausten sich bei den Haaren, es floß Blut. Die Sippchaft kam dazu, nahm Partei, die Trennung der beiden heiligen Familien war erreicht; das lodernde Feuer war auseinandergeworfen, die einzelnen Funken erloschen allmählich. Der Christus hielt sich wohl noch immer für Christus; seine eigene Familie wagte es doch nicht mehr, ihn dafür auszugeben. Ein Christus, der vom Morgen bis Abend Schuhe flickt, verlor selbst unter seinen Nächsten den Heiligenschein. Gefährlich und verführerisch war er für niemand mehr. Die Vorsicht und Klugheit Schwagers hatte den Sieg davongetragen.

Seine Predigtgabe wird ihm dazu nicht geholfen haben. Zwar rühmt sein Leichenredner von ihm: „er liebte und hatte

stets eine volle Kirche, eine gedrängte Versammlung,“ „er hatte die Gabe und Liebe, sich ganz in die Art und den Gedankengang seiner Zuhörer zu versetzen und so zu ihnen zu reden, daß sie ihn verstanden. Er lehrte nicht bloß gewaltig, sondern bemühte sich auch, durch Lehre und Leben erbaulich zu sein. Er war ein würdiger exemplarischer Vorgänger seiner Gemeinde. Er war im eigentlichen Sinne des Worts ein lebenswürdiger, großer Mann, nicht sowohl wegen seiner körperlichen Größe und Schönheit als vielmehr wegen seiner vorzüglichen Geistesgaben und Güte des Herzens.“ Dennoch seine Predigten? Es liegt ein Jahrgang Evangelienpredigten von ihm vor unter dem bezeichnenden Titel: Predigtbuch zur Beförderung bürgerlicher Glückseligkeit u. s. w. ein Lesebuch für gebildete Christen, Berlin, Friedrich Nicolai, 1794. Predigten auf die zweiten Weihnachts-, Oster-, Pfingsttage sowie auf den Karfreitag (!) fehlen. Man kann das nicht bedauern, da sich durch das Gegebene zu arbeiten schon eine übermenschliche Aufgabe ist. Seine Absicht war, „nichts Dogmatisches aufzunehmen“, und dieser Absicht ist er nur zu treu geblieben. Er leugnet keineswegs die christlichen Wahrheiten, wenigstens läßt er die Auferstehung des Fleisches bestehen. Er giebt aber in der That nur Aussätze, die auf einen moralischen Lebenswandel abzielen und dessen Notwendigkeit vor der Vernunft erweisen. Die Heilung der 10 Aussätzigen verwendet er, um „die Pflicht, auf eine vernünftige Art Krankheiten vorzubeugen“, darzulegen: „1. wie dies geschehen könne, 2. daß es Pflicht sei.“ Das genügt. Er selbst sagt von den Erfolgen seiner Amtsthätigkeit: „der Aberglaube an Hexerei und Spukerei ist in der Gemeinde fast ganz verschwunden und der Teufel hat unter uns viel von seiner Geschäftigkeit verloren. An äußerer Zucht und Ehrbarkeit haben wir sehr gewonnen, Völlerei und Prozeßsucht haben abgenommen. Meine Kommunikanten sind nicht zahlreicher geworden, aber aufgeklärter und verständiger.“ Er klagt dennoch, daß vieles unerreicher sei. Nötig sei eine Vermehrung der Schulen und Lehrer. „Allein das Schulgeld darf nicht erhöht werden, obgleich andere Dinge steigen, und man will doch bei neuerer Untersuchung gefunden haben, daß Schulmeister und ihre Familien ebensowohl essen müssen, wenn sie leben wollen, wie andere Erdenjöhne. Kurz, wir können die Umstände nicht zwingen, sie beherrschen uns, und mit dem auffallendsten Feuereifer bleiben wir auf halbem Wege

stehen, oft noch früher.“ Das aber gelang ihm, das „Berliner Gesangbuch“ in seiner Gemeinde einzuführen, die Privatbeichte in die allgemeine umzuwandeln und die Oldenburger wie Schleswig-Holsteinische (rationalistische) Agende in Gebrauch zu nehmen, d. h. das alte Glaubenserbe seiner Gemeinde zu schmälern.

Sympathischer ist er uns als Schriftsteller. Er hat einen leichtfließenden Stil und ist voller Humor. Sein Schwiegersohn Heidsieck sagt von ihm mit Recht: er sei als Schriftsteller von der rühmlichsten Seite bekannt. Er war eifriger Mitarbeiter des von seinem Freunde Mallinckrodt in Dortmund herausgegebenen „Westfälischen Anzeigers.“ Er schrieb für die von Achenberg in Hagen herausgegebenen „Niederrheinischen Blätter“ (1801) seine Selbstbiographie. Das „Westfälische Magazin“ von Weddigen bringt einen Artikel von ihm „über den ravensbergischen Bauern“, (Band II, 1786, S. 49 ff.) der immer noch lesenswert ist. Die Niederrheinischen Blätter zählen insgesamt 24 Bücher, Broschüren, Predigten auf, die er herausgegeben hat. Am bekanntesten ist das Büchlein: „Johann Moritz Schwagers Bemerkungen auf einer Reise durch Westfalen bis an und über den Rhein“, Leipzig und Elberfeld, Heinrich Büschler, 1804. Es ist keine schwere Lektüre. Leichtem Stils und voll Humors schildert er, wie er 1802 im eigenen Wagen von Jöllenbeck ausfährt. Am ausführlichsten ist er in seiner Schilderung der kirchlichen, socialen, industriellen Verhältnisse im Bergischen, so daß wir glauben möchten, in Lenney, Hüfkeswagen, Wipperfürth, Remscheid würde seine Schilderung noch heute von Interesse sein. Auf die Gesangbuchverhältnisse hat er immer ein aufmerksames Auge. Er wird nicht müde, seinen Freund Reche in Mülheim a. Rh. zu rühmen, dessen Gesangbuch er anpreist. Die konfessionellen Verhältnisse in Hüfkeswagen zwischen Lutheranern und Reformierten, in Wipperfürth zwischen Katholiken und Evangelischen werden eingehend geschildert. Verwandt oder bekannt mit ihm sind viele, deren Namen heute noch mit Ehre genannt werden, wie Mähler, Hasenclever, Harfort, Achenberg, Bredt und v. Carnap, Wittenstein und Böddinghaus u. a. und er bringt sie menschlich nahe. In einem Jahrbuch für die Grasschaft Mark wird wenigstens das einen Platz beanspruchen können, was er über die damaligen Zustände bei uns sagt. Er kommt zuerst nach Hamm, das ihm einen freundlichen Eindruck macht, schon weil er aus dem Münster-

lande kommt. Es ist ihm ordentlich ein feierlicher Akt, hier wieder auf preußischen Boden zu kommen. Er steigt aus dem Wagen und geht zu Fuß über die Lippe, welche Münsterland und die preußische Grafschaft Mark trennt. An beiden Seiten befahl eine Tafel den Reisenden der nächsten Obrigkeit den Paß vorzuweisen, um ihn revidieren zu lassen. „Für uns fand man es nicht nötig.“ Dafür findet er, daß manche neue Häuser hier gebaut sind; sie „scheinen durch die Verschwendung Ludwigs XVII. entstanden zu sein, der hier vor einigen Jahren als Ex-Monsieur seine Almosen verzehrte, ohne an den andern Tag zu denken.“ In Hamm wird der Bürgermeister Möller besucht, eine litterarische Freundschaft: „Er hat vor andern ökonomischen Schriftstellern das eigen, daß er erst die Versuche macht und erst dann, wenn sie gelungen sind, sie dem Publico anpreist.“ Über Haus Reck, wo Senfft von Pilsach besucht wird, geht es nach Königsborn, wo Dr. Bölling „die berühmte Dampfmaschine zeigt, auf die ich mich schon so lange gefreut hatte“ und die die einzige der damaligen Mark zu sein scheint. Über Ramen und Brakel geht's in strömendem Regen nach Dortmund, wo man um 11 Uhr vor dem Thore ankommt. Aber die Reichsstadt schläft schon, der Thorwarter ist unerbittlich, seine Pflicht unbestechlich, die Reisenden müssen die Nacht im Wagen vor dem Thore zubringen. Am andern Morgen rumpelt der Wagen endlich durch das Thor zum Gasthaus. Freund Mallinkrodt begrüßt den Erlösten. Mehrere Tage bleibt man, alte Schülererinnerungen aufzufrischen. Pastor Leis, Diakonus an St. Marien, Verfasser des letzten dortmundischen Gesangbuchs, wird begrüßt, ebenso Prediger Eylert aus Hamm und Kriegsrat Terlinden. Es hat sich manches seit der Schülerzeit verändert. „Die lutherischen Prediger in Dortmund trugen zu meiner Zeit noch Rochel,¹⁾ Chorröcke und, wenn ich nicht irre, auch noch Wolkentragen und Chorhüte, jetzt nur Mantel und Umschlägelchen (Bäffchen), nebst dem dreifach aufgekrempten Hute. Sie haben also das Überflüssige weggeworfen; möchte man auch sie bis auf den eigentlichen Bedarf aussterben lassen! Vier Hauptkirchen ist für das jetzige Dortmund zu viel und neun Prediger gedoppelt (nämlich zu viel), deren Gehalt für vier, höchstens fünf nicht zu viel wäre.“ Da es in Dortmund 1802 noch keine

¹⁾ Weiße Überwürfe, Alben.

Post giebt, so muß er einen Fuhrmann mit drei Pferden nehmen, der seinen Wagen weiterfährt. Die Chaussee geht durch den Arden, der „ein sicherer Schlupfwinkel der Horden von Spitzbuben“ vor kurzem war und es wohl noch ist. Aber die Breite des Weges, die starke Passage, die Chausseehäuser und Wärrer und der helle Tag verscheuchen alle Furcht. Über den „Höchsten“ und Herdecke geht's nach Hagen. „Hagen ist ein neuer, schöner Ort, den ich in meiner Jugend sehr unbedeutend gekannt hatte.“ Von hier geht's nach Harforten. Es ist eigentlich nur ein großer Bauernhof; aber „die mit Hämmern besetzte Ennepe machte vormalig aus den Ökonomen Reidemeister und Fabrikanten, und aus diesem Bauernhose ward ein prächtiges Gut. Der Besitzer Peter Harforten ist ein gebildeter Mann, Kaufmann und Ökonom. Seine Felder strotzen vom herrlichsten Korn, die Waldungen verrieten Geschmack und Forstgenie und alle Anlagen den denkenden Kopf.“ Er ist der Vater von Friedrich Harfort, dem „alten Harfort.“ Ehe die Reisenden Schwelm erreichen, kommen sie am Schwelmer Brunnen vorbei. „Er hat den Charakter eines Gesundbrunnens, schmeckt tintenartig und empfiehlt sich vorzüglich den Gesunden. Doch auch ihnen bekommt er am besten, wenn sie ihn nicht gebrauchen.“ Die Berühmtheit Schwelms, die aufgesucht wurde, ist Prediger Müller, ein Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin: mit ihm vertieft man sich in die Wissenschaften, so viel das Asthma des Pfarrherrn hergiebt. Nun geht's über die rheinfränkische Grenze, um nach genugsamen Reise-wochen wieder über Schwelm zurückzukehren.

In Herdecke, bei Springorum wieder eingekehrt, findet er eine sehr schmeichelhafte Einladung zur Märkischen Synode, die am folgenden Dienstag in Hagen stattfindet. „Für mein Leben gern hätte ich sie angenommen. Ich konnte erwarten, dort mit einigen vortrefflichen Männern persönlich bekannt zu werden, besonders mit dem verdienten General-Inspektor Bädeker in Dahl und dem jüngern Prediger Möller zu Elsey. Sehr gern hätte ich gesehen, wie sich eine Kirche selbst regiert. Sehr gern hätte ich ihre Propositionen und Debatten selbst mit angehört und eine Verfassung näher kennen gelernt, die ich nur von Hörensagen kannte.“ Aber mit blutendem Herzen muß er verzichten. Die Fahrt geht nach Wetter, das fürchterliche Wege, aber desto lebenswürdigere Geistliche hat. Der reformierte Pastor Beckhaus ar-

beitet mit seinem lutherischen Kollegen Steinhaus daran, die Gemeinden für die Union willig zu machen. Beide sind 1801 ins Pfarramt gekommen und beide starben 1807, ohne ihr Ziel erreicht zu haben. Am andern Tage wird die Hohensyburg besucht, wo der Küster den Gästen zu Ehren und in Hoffnung eines Trinkgeldes mit allen Glocken ihnen entgegenläutet. Während der ganzen Zeit in Herdeke ist ein Kommen und Gehen von Geistlichen, die den fremden Amtsbruder begrüßen. „Es fiel mir auf, daß reformierte Prediger vorzüglich freundschaftliche Neigung verrieten; freilich mochte es zufällig sein; aber der Zufall war mit den lutherischen Amtsbrüdern doch sparsamer.“ In Schwerte gedenkt der Reisende des hiesigen Pfarrers und Doktors med. Bährens. „Einige wollen es ihm verdenken, daß er den Prediger und Arzt zugleich macht; gingen meine Wünsche in Erfüllung, so müßte es häufiger so sein. Der gebildete Prediger bildet sich doch eher zu einem Arzte als mancher Bartbeckenmann. Sthenie und Asthenie lassen sich doch unterscheiden, und Laudanum ist in jeder Apotheke. Er wäre seiner Sache nicht gewiß? Welcher Arzt ist es? Was ist ungewisser als das Medizinwesen.“ „Er kuriert vielleicht nach dem alten Systeme? Laßt ihn, wenn er nur kuriert.“ „Unna fand ich weit schöner, als ich es mir gedacht hatte.“ Und nun — o auch Schwager redet hier in Unna von geistvollen Tieren! Wie undankbar! Von Unna über Ramen, Haus Neck, an der Lippe entlang nach Lippstadt. Hier gefiel es dem Reisenden gut, und „wenn mich das Schicksal zu einem reichen Rentenerer gemacht hätte, möchte ich hier wohl wohnen.“ Im übrigen läßt er über die Stadt seinem zuweilen etwas spöttischen Humor freien Lauf, und das mag man bei ihm selbst nachlesen. Über Friedrichsdorf, die neue Kolonie des Osnabrücker Bischofs, eilte der Reisende in die Heimat. Er hatte vieler Herren Länder gesehen und war so befriedigt von seiner Reise „an und über den Rhein“, daß er auch andere an seiner Befriedigung teilnehmen lassen wollte. Die Reisebeschreibung ist noch heute ein lesenswertes Buch.

Schwager gehörte nicht zu den Großen der Zeit, er war einfacher Landpastor und blieb es lieber, als daß er Konsistorialrat in Petershagen geworden wäre. Er war ein Anhänger der herrschenden Aufklärung, aber ein ehrlicher, dem es ernst war um seine Anschauung. So viel anders ist's in den letzten 100 Jahren in der Welt geworden, daß Kinder unserer Zeit sich jene Zeit

kaum vorstellen können. Was ist alles an die Stelle jener harmlosen rationalistischen Weltverbesserer getreten? Gott sei Dank, daß der christliche Glaube wieder lebendig geworden, auch auf dem Plan ist. Aber vielleicht macht's dankbar, wenn man einmal in jene vergangene Zeit blicken darf, für das, was unsere Zeit hat, und vielleicht lehrt's auch Vorsicht gegenüber dem, was sich in unserer Zeit auf kirchlichem Gebiete regt. R.